



Günter Scholdt

Das konservative Prinzip

Edition Antaios, ISBN 978-3-935063-95-1

In diesem schmalen Band (102 Seiten), verfasst von einem Literaturwissenschaftler, geht es nicht um eine begriffsgeschichtliche Erläuterung des Konservatismus oder um die Analyse gegenwärtiger konservativer Strömungen, sondern um subjektive, zuweilen bewusst polemisch formulierte Beobachtungen und Reflexionen eines konservativ denkenden Zeitgenossen, der sich zu vergewissern sucht, was er und seinesgleichen im gegenwärtigen Deutschland noch zu leisten vermögen.

Ein knapper historischer Abriss informiert über die beiden seit Jahrhunderten konkurrierenden „politischen Großzählungen zur Gestaltung der Welt“ – der nach *Veränderung* strebenden progressiv-visionären und der konservativen, der es vorrangig um *Verschönerung* der Welt geht. Unter dem Schlagwort „Der tägliche Wahnsinn“ werden danach in einem längeren Kapitel konkrete Beispiele aus dem deutschen Alltagsleben und dem öffentlichen Leben der Bundesrepublik angeführt, die zeigen, auf welche Weise eine um politische Korrektheit bemühte Demokratie, unterstützt von zensurbereiten Medien, Meinungskonkurrenz nach und nach ausgrenzt und so Gefahr läuft, zur Gesinnungsdiktatur zu werden.

Konkrete Angebote zur Lösung der Probleme, die unsere krisenreiche Zeit kennt, sucht man in diesem Essay vergeblich. Für den Verfasser ist das „konservative Prinzip“ vorrangig ein realistisches, d. h. weitgehend illusionsloses Frageprinzip, „erworben aus der Grundskepsis gegenüber marktschreierischer Aktualität oder der Glamour des jeweils Neuen“. Aus diesem Grund wird eine Vielzahl von Fragen formuliert, die, was mich bei der Lektüre zunächst überraschte, auch im Nachbarland Frankreich, in dem ich lebe, immer häufiger zu hören sind.

Scholdt gibt sich nicht der Illusion hin, dass die umwälzenden technischen, politischen und sittlichen Veränderungen, die unsere Gesellschaft in den letzten Jahren beschleunigt erfahren hat, durch „nimmermüden Widerspruch“ einer Minderheitsgruppe rückgängig zu machen oder aufzuhalten seien. Doch indem der konservativ

Denkende sich sträubt, jahrhundertalte Erfahrungen bedingungslos über Bord zu werfen, und darauf hinweist, dass „größere technische Effizienz“ nicht selten „eine größere Gefährdung der Menschheit“ bedeutet, ja, indem er zuweilen einfach an den gesunden Menschenverstand appelliert, kann er – vielleicht – zu rasch verlaufende Prozesse abbremsen oder im optimalen Fall erreichen, dass die Weichen anders gestellt werden. „Weil nicht alles von vorneherein determiniert ist, und manches noch beeinflusst werden kann“ (so Scholdt in einem Interview), bleibt das konservative Prinzip auch in unseren Tagen für jede Gesellschaft lebenswichtig.

Das höchst persönliche Engagement des Autors – am deutlichsten spürbar in dem Kapitel, das Luthers „Hier stehe ich, ich kann nicht anders ...“ zum Titel hat – drängt auch den Leser, vorausgesetzt, er ist fähig, sich dem Text ohne ideologische Scheuklappen zu nähern, dazu, seinen eigenen Standpunkt zu überprüfen und sich die Frage zu stellen, welchen Preis er zu zahlen bereit ist, um vor sich selbst in einer immer undurchschaubarer werdenden Welt zu bestehen.

Helga Abret

Abends

von Friederike Weichselbaumer

Du
mein Gott
nimmst mir die Angst
vor der letzten Stunde
Dein Wort
in mir
das sagt:

„Hab keine Angst
mein Kind
das Sterben hat noch jeder überlebt.“

Einige der Grundhaltungen, die nach Scholdt den eher konservativen Typus charakterisieren, zusammengestellt von der Zaunkönig-Redaktion:

Er beklagt das „Verdämmern“ von Tugenden wie Dezenz und Ritterlichkeit.

Er lässt sich „im dauernden Plapper- und Twitter-Geschäft“ nicht ständig zu Spontanentscheidungen verleiten, sondern denkt über Folgen und Verantwortung nach.

Er lässt sich weniger von Statistiken als von Charaktereigenschaften (Persönlichkeit, Würde, Verlässlichkeit) beeindrucken.

Er ist misstrauisch gegenüber modernen Schlagworten wie „Qualitätsoffensive“ oder „Ausschöpfung von Begabungsreserven“, die meist nur die zunehmende Niveausenkung verschleiern.

Er orientiert sich weniger an „Zukunftsprojektionen“, sondern sucht nach Parallelen in der Geschichte.

Er lässt sich (nach Michael Klonovsky) den „permanenten Kulissenwechsel nicht als das Stück selber aufschwätzen“.

Er sympathisiert mit der Gelassenheit eines Edgar Degas. Dazu erzählt Scholdt diese Anekdote:

Den [Degas] hatte Ende des 19. Jahrhunderts ein reicher Freund eingeladen, weil er ihm eine spektakuläre Neuerwerbung vorführen wollte. Als stolzer Besitzer eines damals noch äußerst seltenen Telefons ließ sich der Gastgeber während des Essens anrufen, um dem Maler mit seiner Novität zu imponieren. Degas jedoch kommentierte dieses „Technikwunder“ ungerührt: „So, das ist also das Telefon? Man klingelt Ihnen, und Sie rennen hin.“ (S. 13)